

Bibliophiles aus aller Welt.

Eine Robinsonade vor dem Ur-Robinson.

(Ein Handschriftenfund des schwedischen Reichsarchivs.)

Aus Stockholm wurde berichtet: Robinson und Graf von Gleichen in einer Person — diese Worte geben den Inhalt des überaus merkwürdigen Lebensschicksales des schwedischen Adligen Petter Sparre wieder, von dem eine alte, aus dem 17. Jahrhundert stammende Handschrift berichtet, die im Reichsarchiv aufgefunden und jetzt veröffentlicht worden ist. Der Lebenslauf dieses Robinsons, der ein volles Jahrhundert vor Alexander Selkirk, dem Urbilde des Defoeschen Robinsonromanes, gelebt hat, ist darum besonders merkwürdig, weil er als junger Mann mit zwei Frauen auf eine einsame Insel verschlagen wurde, dort bis ins höchste Greisenalter lebte und Stammvater eines ganzen Volkes von vielen hundert Köpfen wurde, das aus seiner seltsamen, an den Grafen von Gleichen erinnernden Ehe mit zwei Frauen stammte.

Die Handschrift des Reichsarchivs besteht aus zwei Theilen. Der erste, bedeutend längere, ist von Petter Sparre selbst und berichtet in einfachem, anziehendem Stile über sein Leben. 1590 wurde er geboren; als 10jähriger Knabe verlor er seinen Vater, der gleichzeitige mit andern Adligen gewaltsam ums Leben kam, was vermuten läßt, er sei ein Opfer des Blutbades von Linköping (1600) geworden. Der junge Petter Sparre kam an den polnischen Hof, König Sigismund ließ ihn sorgfältig erziehen; als er seine treffliche Ausbildung hinter sich hatte, ging er auf Reisen, kam mit guten Empfehlungen nach Spanien zum Großadmiral Jehan de Albares, wurde zum Kapitän ernannt und fuhr mit einem Geschwader nach Westindien. Von Mittelamerika aus wurde er als Kommandant eines Fahrzeuges nach Manila geschickt, das Schiff wurde von Stürmen hin und her gejagt, es brach an Bord eine Krankheit aus, die von den 280 Personen nur Petter Sparre, zwei Matrosen, zwei Soldaten, die 18jährige Tochter des Schiffspatrons und die 22jährige Frau des Steuermannes verschonte. Diese fünf Männer und zwei Frauen konnten natürlich das Schiff nicht regieren; sie wurden nach einiger Zeit durch einen gewaltigen Sturm auf eine Insel verschlagen, und hier mußten sie ein Robinson-

leben beginnen. Sorgen um das tägliche Brot hatten sie nicht, denn die Insel bot Wild und Früchte in Hülle und Fülle, sie hatten die großen Vorräte des Schiffes und Werkzeuge, kurz, sie konnten ein Robinsonleben unter den besten Vorbedingungen beginnen. Der Tod verminderte ihre Kopfzahl um vier: die beiden Matrosen gerieten, nachdem sie getrunken hatten, in einen Streit, den sie beide mit dem Leben bezahlen mußten, und wenig später ertranken die beiden Soldaten beim Fischfang. So war Petter Sparre mit den beiden Frauen allein. Es ist begreiflich, daß die drei durch das Schicksal aneinandergeketteten Menschen, der Mann und die beiden Frauen, unter diesen Umständen eine Doppelehe eingingen, wobei freilich die Tochter des Schiffspatrons sich schwarz auf weiß bestätigen ließ, daß Petter Sparre sie im Falle ihrer Befreiung als rechtmäßige Gemahlin anerkennen müsse. Beide beschenkten ihn nach seinem Berichte im Laufe der Jahre mit zahlreichen Kindern, und da mehrfach Zwillingengeburtten vorkamen, bestand die Familie Sparre nach 20 Jahren bereits aus 42 Kindern neben dem Vater und den beiden Müttern. Petter Sparre unterwies seine Kinder in allem, was er gelernt hatte; einer seiner Söhne, der besonders begabt war, bekam eine theologische Vorbildung, einige lernten schmieden, andere das Zimmermannshandwerk, die Töchter webten und spannen mit Wolle, Baumwolle und anderen Pflanzenfasern; kurz, die Kinder Sparres bildeten den Anfang eines neuen Volkes. Als die ältesten Kinder herangewachsen waren, suchten sie sich — jedes unter den Halbgeschwistern — Lebensgefährten, und die Nachkommen Sparres gediehen und vermehrten sich außerordentlich. 40 Jahre nach der Landung auf der Insel waren bereits 230 Einwohner vorhanden, so daß der Stammvater sich genötigt sah, eine Verteilung der Insel vorzunehmen. Als besonders merkwürdig hebt er nach 50jährigem Aufenthalte auf der Insel hervor, daß in der ganzen Zeit weder ein Todesfall noch auch nur eine Krankheit vorgekommen sei. Sein Bericht schließt mit der Angabe, daß er die Aufzeichnungen für seine Nachkommen abgefaßt hat.

Eine „Additio“ bildet den zweiten kleinern Teil der Handschrift. Diese Hinzufügung erzählt, daß im Jahre 1674 ein englisches Schiff durch einen Sturm auf diese einsame Insel, die gerade auf dem Wendekreis des Krebses liege, verschlagen wurde. Seine Ankunft wurde aufs freudigste begrüßt und die Besatzung aufs freundlichste aufgenommen; man beschenkte sie mit kostbaren Gewürzen, mit Perlen und andern Dingen, die die Inselbewohner in großen Mengen gesammelt hatten. Den ersten Ankömmling auf dieser Insel bezeichnet die Handschrift mit seinem Namen Petter Sparre, und sie fügt

hinzü, daß er bei seiner Auffindung 85 Jahre alt war. Seine eine Frau, Anna Pepper, war etwa gleichaltrig, die andere, Mauritia Mendoza, nur wenig jünger. Die Einwohner, so heißt es weiter, sind katholisch und tragen eine alte europäische Tracht. Ihre Sprache ist ein Gemisch von Spanisch und Holländisch, und einige von ihnen können Latein. Die Kopffzahl der Inselbewohner wird auf 800 bis 900 angegeben, und es heißt, ihr König sei ein guter Politiker, der die Insel gerecht verteilt habe.

Bismarck über die deutsche Schrift.

In den „Tischgesprächen“ (1877—1882) findet sich am 19. November 1878 folgende Stelle: „Es kam die Rede auf lateinische Lettern, deren man sich vielfach beim Schreiben im Deutschen bedient. Bismarck sagte: ‚Derartig geschriebene Briefe lasse ich zurückgehen oder antworte nicht; wer von meinen Beamten sie zum erstenmal anwendet, wird mit fünf Talern bestraft, zum zweitenmal mit fünfzig, und das moderne Weglassen von stummen Buchstaben (h) bestrafe ich noch schärfer. Ich lasse mir niemals ein mit lateinischen Typen gedrucktes deutsches Buch dedizieren.‘“

Ein kräftig Sprüchlein für die Frakturschrift.

Johann Wilhelm Archenholz in Hamburg, der Herausgeber der Zeitschrift „Minerva“, schrieb am 5. November 1793 an den Verlagsbuchhändler Georg Joachim Söschen über die von diesem veranstaltete Quart-Ausgabe von Wielands Werken:

„Ich glaube, ich könnte über die Natur Ihrer Unternehmung mit Ihnen einen ganzen Tag durch plaudern. Nur einen Umstand wil ich berühren, u. geschwind über den unabänderlichen Punct der Wahl lateinischer Lettern wegschleichen; nur mit ein paar Worten wil ich sagen, daß Sie sich so gewiß wie 2 mahl 2 vier ist, Schaden gethan haben. Diesen zu vermindern, da es noch Zeit ist, wil etwas Ihrer Ueberlegung anheimstellen. Warum machen Sie keine Edition mit deutschen Lettern? Nehmen Sie gar keine Rücksicht auf die zahllose Classe von Menschen, die nun einmahl entetirt sind deutsche Bücher mit deutschen Buchstaben zu lesen? auf die Reichen, denen die lateinischen Buchstaben nicht geläufig sind? und auf tausende von braven Weibern, die gerne lesen, aber nur allein deutsch verstehen; u. N. B. es ist doch hier von populären Büchern die Rede, die für jedermann bestimmt sind. Dieses sol also vorsetzlich erschwert werden? Veranstalten Sie keine solche Edition, so bin ich überzeugt, daß ein brillanter Nachdruck mit deutschen Lettern erscheinen, u. ungeheuren Debit haben wird.“

Diesen temperamentvollen Brief veröffentlichte Arend Buchholz im zweiten Bande des großen, als Privatdruck erschienenen Katalogs von „Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftenammlung“.

Wie Stauffers Gottfried Keller-Bild entstand.

Von allen Bildnissen, die Gottfried Keller darstellen, ist Keins so bekannt geworden, wie die aus dem Jahre 1887 stammende Radierung seines unglücklichen Landmannes Karl Stauffer-Bern, die den bejahrten Dichter sitzend darstellt, ein Taschentuch in der rechten, die Zigarre in der linken Hand. Keine Arbeit Stauffers hat eine solche Verbreitung gefunden. In dem kürzlich bei Cotta erschienenen Schlußbande der großen Keller-Biographie veröffentlicht Emil Ermatinger zwei sehr interessante, auf das Bild bezügliche Stellen: Zu Pfingsten 1889 sandte Keller einen Abzug der Radierung an eine Verehrerin Maria Knopf, die Tochter eines Frankfurter Senators, und schrieb dazu: „Das Stauffer'sche Bild habe ich Ihnen als spaßhaftes Gegenstück zu dem Kühnen Amazonenbild, daß Sie mir vor zwei Jahren in ihrer Photographie geschenkt haben, übersandt. Stauffer wollte meinen Kopf malen, um eine gründliche Radierung danach zu machen. Er malte ihn auch, kramte aber erst einen photographischen Apparat aus, um eine Reihe Aufnahmen von allen Seiten zu machen, um den Gegenstand sich von allen Seiten einzuprägen. Nun mußte er aber während einer scheinbaren Pause, als er mich ruhen ließ, mich in der Erschöpfung auf dem Armsünderstuhl abgestohlen haben, wovon ich nichts merkte; denn diese gestohlene Aufnahme radierte er und nicht den Kopf, den er einer hiesigen Familie (Welti-Escher) schenkte. Er hat es freilich auf seinen Vorhalt bei wenigen Abzügen bewenden lassen, wie er sagte, und die Platte abgeschliffen. Die Arbeit ist freilich an sich gut, aber das Bild seiner Entstehung nach dumm.“ In Wirklichkeit ist die Platte nicht abgeschliffen, die Originalradierung ist noch heute zu haben. Auf einen Probedruck des Bildes für einen Bekannten hat Keller im Juni 1887, auf seine geringe Körpergröße anspielend, die Verse geschrieben:

„Was die Natur schon fragmentiert,
Hat hier des Künstlers Hand croquiert.
So aus der doppelten Verneinung
Kommt ein bedenklich Ganzes zur Erscheinung;
Es scheint der kurze Mann fast krank,
Doch raucht er ja noch, Gott sei Dank!“

„Bücherei.“

Anlässlich der Eröffnung der Deutschen Bücherei in Leipzig hat sich Professor Dr. Wunderlich im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ mit den mannigfachen Bezeichnungen der Bücheransammlungen beschäftigt. Die lateinischen Ausdrücke *archivum* oder *tabularium* finden sich in alten Wörterbüchern verdeutscht als „ein schrein oder gemein ort, da die brieffe, bücher und urkunden behalten werden“. Auch die Fremdwörter *armarium* oder *thesaurarium* werden verwandt, bezeichnen aber Orte, in denen nicht nur Bücher, sondern auch andere Kostbarkeiten geborgen werden. Neben dem griechischen Wort „Bibliothek“ befindet sich die „Liberei“ lateinischen Ursprungs. Faber übersetzte in seinem lateinisch-deutschen Thesaurus *Bibliotheca* in *Librerey*, während er in der Ausgabe von 1713 die Verdeutschung „ein bücherbehaltens und büchervorrat“ anwendet. Die „librerey“ haben bekanntlich die Engländer in ihrer „library“ festgehalten, während das Neuniederländische in einem Worte „boekerij“ entschlossen zur „Bücherei“ übergegangen ist. Bei uns hat sich dieses Wort nur sehr langsam Bahn gebrochen, und erst in diesem Jahrhundert oder am Ende des vorigen ist das deutsche Wort „Bücherei“ für große Bibliotheken in Anwendung gekommen. Daneben tritt auch eine andere Neubildung, die „Bücherhalle“, auf, und zu nennen bleibt noch das Wort „Buchhaus“, das sich in einem mitteldeutschen Vokabularium von 1476 für *Bibliotheca* findet. Auch bei Luther erscheint dieses Wort neben der von ihm bevorzugten Liberei. Wunderlich weist darauf hin, daß das Wort Bücherei keine guten Ableitungen ermöglicht. Worte wie „Bücherer“ für Bibliothekar, „bücherig“ für bibliothekarisch, buchschäftlich und Buchbeamter dürften doch nicht viel Anklang finden. Als ältere Verdeutschungen für den Bibliothekar führt Wunderlich den alten „Buchgamer“ (*Buochgoumil*) der Slossen und die Buchmeisterin des Klarissinnenklosters in Nürnberg, Buchkammerer und Buchwart an.

Fremdausdrücke im Buchgewerbe.

Daß das Wort Buchstabe von Buchstäbchen, aus denen die ersten Schriftzeichen geschnitten wurden, stammt, ist allgemein bekannt. Weniger ist dies der Fall bei den Bezeichnungen der Schriftarten. Kursivschrift bedeutet eine Schrift, die schräge Stellung hat, also an die Körperhaltung eines Laufenden erinnert. Kursus bedeutet lateinisch der Lauf. Antiqua bedeutet Altschrift, und ist so benannt, weil sie nach dem Muster der altrömischen Schrift geschnitten ist. Frakturschrift bedeutet soviel wie eine eckige Druckschrift. Sehr wenig verständlich werden die Bezeichnungen *Korpus* und *Cicero* sein.

Sie stammen, nach Angaben der „Papierzeitung“ daher, daß in den so bezeichneten Schriftgrößen zum erstenmal kurz nach der Erfindung der Buchdruckerkunst das Bürgerliche Gesetzbuch, das *corpus juris civilis*, und die Reden des Cicero gedruckt wurden. Vielsach gebraucht, aber meist auch unverständlich ist die Bezeichnung *Alzidenzdruckerei*. Sie leitet ihren Ursprung davon ab, daß die Herstellung von Besuchskarten, Plakaten, Rechnungen den Druckereien Frankreichs nicht dauernde Beschäftigung brachte und man diese Arbeiten daher als *travail par accident*, als Gelegenheitsarbeit bezeichnete. Das gut deutsch klingende Punkt stammt aus altrömischer Zeit. Die alten Römer benutzten zum Schreiben auch Wachstafelchen. Zum Zeichen, daß ein Abschnitt zu Ende war, wurde an der betreffenden Stelle ein Strich „Punktum“ in die Wachsmasse gemacht. Auch über den Sinn der Bezeichnung *Verleger* dürften sich die wenigsten klar sein. In früheren Zeiten verkehrten Schriftsteller und Drucker unmittelbar miteinander. Mangelte nun dem einen oder anderen das nötige Geld zur Herausgabe des Werkes, so wandten sie sich an einen Dritten, der ihnen die nötige Summe „vorlegte“, und aus diesem „Vorleger“ ist der heutige *Verleger* entstanden.



Die deutschen bibliophilen Vereinigungen.

Gesellschaft der Bibliophilen E. V. (Weimar).

Begründet am 1. Januar 1899.

Vorstand: Fedor von Zobeltitz in Berlin, erster Vorsitzender; Prof. Dr. Georg Witkowski in Leipzig, stellvertretender Vorsitzender; Prof. Dr. Carl Schüddekopf in Weimar, Sekretär; Hofrat Dr. Johannes Baensch-Drugulin in Leipzig; Oberbibliothekar Prof. Dr. Rudolf Ewald in Gotha; Dr. Rudolf Payer von Thurn, Bibliothekar der kaiserlichen Familien-Fideikommißbibliothek in Wien; Geh. Regierungsrat Dr. Paul Schwenke, erster Direktor der königlichen Bibliothek in Berlin; Ernst Schulte-Strathaus in München.

Das Sekretariat der Gesellschaft befindet sich in Weimar, Cranachstraße 38. Alle die Gesellschaft betreffenden Zuschriften, Sendungen und Geldanweisungen sind an die persönliche Adresse des Sekretärs, Herrn Prof. Dr. Carl Schüddekopf in Weimar, Cranachstraße 38, zu richten. Die Anzahl